



KULTUR-MAGAZIN



Sargnagel, bürgerlich Sprengnagel, schreibt, was sie erlebt

Wenn man wissen will, wie das letzte Jahr von Stefanie Sargnagel, 30, Künstlerin, Autorin und Facebook-Star aus Wien, so gelaufen ist, muss man sich zunächst einen Text anschauen, den sie vor ziemlich genau zwölf Monaten geschrieben hat. Da fuhr sie als Reporterin für die BR-Sendung „Zündfunk“ zum Bachmann-Preis, dem Schriftsteller-Wettlesen in Klagenfurt, und schrieb: „Die Literaturszene kenn ich nicht. Die ignoriert mich irgendwie und ich sie, was nicht unangenehm ist.“ Der

BUCH Beislpoesie

Die Anti-Literatin Stefanie Sargnagel mischt den diesjährigen Bachmann-Preis auf

Wettbewerb, das sei „wie Deutschland sucht den Superstar für Streber“. Auf die Lesungen konnte sie sich nicht konzentrieren, stattdessen dachte sie sich Gedichte aus, etwa: „Was reimt sich auf Literatur? Hitlerfrisur.“

Jetzt, ein Jahr nach diesem Text, sitzt Stefanie Sargnagel wieder im Klagenfurter ORF-Studio beim Bachmann-Preis – aber nicht als Reporterin, sondern als Kandidatin. Gleich zwei der sieben Juroren wollten sie einladen; zuvor wurde ihr Buch „Fitness“, eine Sammlung tagebuchartiger Facebook-Posts, durch alle Feuilletons

gelobt; für ihr nächstes Buch, das im Frühjahr 2017 erscheinen soll, wechselt sie vom Wiener Kleinverlag Redelsteiner Dahimène Edition zu Rowohlt. Die Literaturszene ignoriert Sargnagel nicht mehr, sie feiert sie als neuen Superstar. Streberin ist Stefanie Sargnagel trotzdem nicht geworden, im Gegenteil. Und genau das ist vielleicht auch einer der Gründe, warum der Literaturbetrieb die Wienerin so gern mag: Weil sie so anders ist als die üblichen Protagonisten, die oft an Literaturinstituten ausgebildet wurden, Geisteswissenschaftler studiert haben, den intellektuellen Kanon draufhaben.

Sargnagel wuchs in einem Wiener Gemeindebau auf, Vater Installateur, Mutter Krankenschwester, brach die Schule ab und bewarb sich an der Wiener Akademie der bildenden Künste mit Zeichnungen, die sie in Schulhefte gekritzelt hatte. Sie bekam die Zusage für die Richter-Klasse, und weil sie keine Ahnung hatte, wer das war, googelte sie und landete bei Gerhard Richter. Eine Freundin musste sie aufklären, dass ihr neuer Professor Daniel Richter sei. Das Kunststudium hat sie inzwischen auch abgebrochen. „Bei den Vorlesungen hieß es, ich könne da hingehen oder auch weiterschlafen, und dann war es mir nicht wichtig genug. Man hat ja danach eh keine Ausbildung, die einem irgendwas bringt.“ Generell beschäftige sie sich wenig mit Kultur, sagt Sargnagel, „ich bin viel unterwegs“. Statt Bücher zu lesen oder Museen zu besuchen, geht sie lieber in die Wiener Beisl, Eck- und Gardinenkneipen, meist etwas angeranzelt und mit Stammpublikum.

In so einem Beisl spielen auch Teile ihres Textes, den sie beim Bachmann-Wettbewerb liest. Zwei Nächte habe sie am Beitrag gearbeitet, sagt Sargnagel. Es ist eine witzige, abgründige, scharf beobachtete und sehr wienerische Geschichte geworden, in der die Ich-Erzählerin mit einer Freundin trinken geht (in eine „Höhle von Ausgestoßenen, wie oft in solchen Lokalen ist die Bar trotzdem liebevoll mit Weihnachtsschmuck dekoriert“, die Gäste heißen Bertl, Horstl und Kurt) und über das klassische Künstlerproblem reflektiert, was Erfolg mit der Arbeit macht: „Ich bin ja jetzt Autorin, und mit jedem Euro, den ich dadurch verdiene, wird mein inneres Poesievögelchen schwächer. Es schluckt die Münzen gierig, bis es nicht mehr fliegen kann, weil sie so schwer sind, und so landet es Flügel-schlag für Flügel-schlag auf dem Boden der Realität, auf dem es keine Phantasie gibt, nur Energydrinks und Umsatzsteuern.“

„Raus aus der Hochkultur-Schreibhöhle“ hole die Autorin ihre Zuhörer, sagt Bachmann-Juror Hubert Winkels nach ihrer Lesung, „rein in die reale Hölle der Vorstadt-kneipen“. Jurorin Sandra Kegel lobt anschließend die „unglaublichen Milieuschilderungen“ und kommentiert den Text mit dem Urteil, dagegen könne „Faust einpacken“; was ja letztlich nichts anderes bedeutet, als dass Sargnagel besser ist als Goethe. Jurorin Meike Feßmann hingegen findet den Text gefällig, gewöhnlich und banal und kritisiert, er stecke voller „abschnurrender Klischees“.

Die Autorin hört sich die halbstündige Jurydiskussion mit beherrschter Mimik an, nur manchmal verrät ein angedeutetes

Von Judith Liere

Lächeln oder eine hochgezogene Augenbraue, dass sie sich ein bisschen darüber

amüsiert, was die hermeneutische Literaturanalyse alles hineininterpretieren kann in ihren Text. Sargnagel in diesem grellweißen Fernsehstudio, vor ihr sieben deutschsprachige Großkritiker – das ist eine Szene, die man aus zwei verschiedenen Blickwinkeln betrachten kann. Zum einen kann man sich darüber freuen, mit welcher Ernsthaftigkeit und Offenheit die akademische Kulturkritik auch Werke von Autoren wahrnimmt, die nicht in der intellektuellen Blase groß wurden, sondern auf Facebook. Zum anderen zeigt sich aber auch, dass eine gewisse Gefahr der Lächerlichkeit entsteht, wenn man auf solche Texte das ganz große universitäre Analysefeuerwerk abschießt. Fast erwartet man, dass Hape Kerkeling auftritt und einmal laut „Hurz!“ in die Diskussion ruft und so alles als Satire entlarvt. Vielleicht braucht auch die Literaturkritik endlich eine neue Sprache, andere Kriterien, um solchen Formen der Literatur, die es ja auch nicht erst seit Sargnagel gibt, gerechter zu werden.

Stefanie Sargnagel ist das ziemlich wurscht. Sie sagt, sie mache einfach weiter mit ihrer „Attitude als Straßenkind, das jetzt vom Literaturbetrieb gefunden wurde“, will den Hype ausnutzen, und „möglichst viel Geld scheffeln, damit ich dann irgendwann gar nix mehr machen muss“. Der Klagenfurter Literaturwettbewerb hat ihr jedenfalls 7000 Euro eingebracht, am Ende bekam sie zwar keinen Preis von der Jury, aber die meisten Stimmen des Publikums. Ihre Facebook-Fans konnten mit der Veranstaltung eh nicht viel anfangen. Eine Kommentatorin schrieb: „das war so schön! aber wieso müssen sie jetzt so zerreden. das sind irgendwie alles spekulativen. hätte gereicht zu sagen ‚Das war magic!‘ und wirken lassen :-“)“ ✨

ROMAN



Hach! – diesen Ausruf hat man beim Lesen von André Kubiczeks „**Skizze eines Sommers**“ ziemlich oft im Kopf. Die Handlung ist schnell zusammen-

gefasst: eine Jugend in Potsdam Mitte der 80er Jahre, sturmfreie Bude, die erste große Liebe, die letzten Sommerferien, ein bisschen Ostalgie und New Wave auf dem Walkman. Eigentlich eine schon oft erzählte Geschichte, die man aber trotzdem sehr gern liest, weil Kubiczek genau den richtigen Ton für dieses nostalgische Sommerferiengefühl trifft: schwebend, emotional, aber nicht kitschig (Rowohlt Berlin, 19,95 Euro). ✨ ✨ ✨ ✨ ✨



Alte Regel beim Kicken: Das Runde muss ins Eckige. Wie sehr sich

Design und Material des Sportgeräts im Lauf der Zeit verändert haben, zeigt der hübsch gerundete Bildband „**Fußbälle**“, eine Fleißarbeit mit Steckbriefen von mehr als 70 historischen und modernen Kugeln bis hin zur EM 2016. Die perfekte Pille, nicht nur für den Mann (Edel, 14,95 Euro).

ROMAN



Gerade mal 31, ziemlich gut aussehend und mit viel Talent gesegnet: Der Schweizer Joël Dicker, der 2012 mit dem Krimi „Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert“

überraschend einen Welterfolg landete, würde durchaus als Romanfigur seiner neuen Familienchronik „**Die Geschichte der Baltimore**“ durchgehen. Das Porträt einer amerikanischen Sippe, die durch eine zunächst nicht genauer beschriebene Katastrophe erschüttert wird, ist zwar etwas überkonstruiert und nicht ganz so subtil in der Figurenzeichnung, aber allemal ein fein gewobenes, kurzweiliges Lesevergnügen (Piper, 24 Euro). ✨ ✨ ✨ ✨ ✨